

Leseprobe aus:

Lucy Hay

Bauchentscheidung



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Prolog

SAL • MUM • MIKE • SHONA • ALLE • ICH

Epilog

Ein Streifen – das Gerät arbeitet. Ein Punkt – *Sie sind schwanger*. Glückwünsche, Bedauern – all das hängt von diesen zwei Symbolen ab. Was wird es für mich geben?

Ich sitze da und starre das Teststäbchen an; ich begreife es nicht. Da muss ein Fehler vorliegen. Ja, gut, ich habe ungeschützten Sex gehabt, aber *doch nur das eine Mal*. Manche Leute brauchen dafür jahrelang! Sie unterwerfen sich speziellen Diäten, müssen Sport treiben, dürfen keine engen Hosen mehr tragen oder müssen sogar Hormone nehmen. Aber ich nicht, logisch. Sonst muss ich mich für alles anstrengen – ich muss wie irre fürs Abitur lernen, brauche drei Testspiele, um ins Handballteam zu kommen; ich habe sogar mindestens zwanzig Versuche gebraucht, um die Strickleiter zu unserem alten Baumhaus rauf zu schaffen. Und jetzt? Gleich beim ersten Versuch ein Volltreffer!

Klar hatte ich schon einen Verdacht. Ich bin noch nicht weit genug für morgendliche Übelkeit oder perverse Gelüste, aber ich fühle mich irgendwie ... *anders*. Ich habe einen metallischen Geschmack im Mund, und meine sonst kleinen Brüste fühlen sich dreimal größer an; und außerdem schmerzen sie höllisch. Aber immer wieder habe ich mir gesagt: *Es kann nicht sein*.

Aber es ist so.

Ich habe den Test bei *Boots* gekauft, denn in der einzigen

Apotheker in unserem Dorf löst meine Mutter immer ihre ganzen Rezepte ein. In meiner Paranoia habe ich schon Mr Edwards direkt zum Telefon gehen sehen ... «Mrs Carmichael? Ihre Tochter Lizzie war gerade hier ... Sie hat einen SCHWANGERSCHAFTSTEST gekauft.» Apotheker haben schließlich keine Schweigepflicht, so wie Ärzte, oder?

Ich habe den Test gleich gemacht, weil ich unmöglich noch die vierzig Minuten Busfahrt bis nach Hause abwarten konnte. Ich musste es sofort hinter mich bringen. Und darum sitze ich jetzt mit dem Teststäbchen in der Hand auf dieser grässlichen, stinkenden öffentlichen Toilette mit den schmalen Kippfenstern und der Neonbeleuchtung und den mit Graffiti beschmierten Türen, auf denen alle möglichen Sprüche stehen: LUST AUF LESBISCHEN SEX? WÄHL 788996. WENN DU DAS HIER LIEST, BIST DU EINE BITCH. KATIE DORRIGAN IST EINE SCHLAMPE. Ein toller Anfang für mein neues Leben.

Panik überfällt mich, und mein Herz beginnt zu rasen. Was soll ich jetzt tun? Was soll ich fühlen? Die Gedanken wirbeln in meinem Kopf herum und versuchen, in mein Hirn vorzudringen, um gehört zu werden. Ich bin nie gegen Kinder gewesen, aber die Vorstellung, jetzt eins zu bekommen, macht mir eine Riesenangst. Es gibt so viele Dinge, die ich für selbstverständlich gehalten habe: dass ich zur Uni gehe. Reise. Mit meiner besten Freundin Shona zusammenziehe. Dass ich viel ausgehen werde, mich amüsieren, eben das tun, was man als junger Mensch tut. Aus dieser Kleinstadt wegkommen, Karriere machen, Leute beeindruckend: *Das da ist Elizabeth, erinnerst du dich?*

Und das soll jetzt mein Schicksal sein: die Mutter von irgendjemandem zu werden, bevor ich überhaupt ich gewesen bin?

Ich stehe auf, um die eklige Toilette zu verlassen, und set-

ze mich gleich wieder hin. Ich kann mich der Welt da draußen noch nicht stellen. Ich versuche, mich zusammenzureißen und meinen Kopf zu leeren, um klar denken zu können. Doch immer wieder kriechen unerwünschte Bilder und Gedanken herein. Ich sehe das Gesicht meiner Mutter vor mir, wie sie mit ihrer besorgten Miene «O Lizzie» sagt. Sie wird tief seufzen, und das soll bedeuten: *Ich bin sehr enttäuscht von dir, ich habe dich für schlauer gehalten.* Ich kann meine fünf Schwestern sehen, die mit aufgerissenen Augen dastehen, und mindestens eine von ihnen freut sich, dass ich so heftig von meinem hohen Ross gefallen bin. Ich sehe Mike, der wie immer die Hände in die Taschen schiebt, aber auch das schlaife Gesicht seines Vaters, wie er mit seinen gelben Zähnen seine Pfeife umklammert und mir seine Abneigung zeigt. Aber alles wird irgendwie wieder gut werden ... oder nicht? Es geht hier doch einfach nur um Organisation. Unangenehm. Unheimlich. Aber alles wird wieder gut. Weil ich Mike habe und weil Mike mich liebt. Er und ich werden miteinander besprechen, was wir tun wollen. Wir werden das hier gemeinsam lösen.

Aber ich rühre mich nicht. Ich bleibe einfach sitzen, stundenlang, jedenfalls fühlt es sich so an, auch wenn nur zwanzig Minuten verstreichen. Die Zeit hat sich in dieser Toilette verlangsamt, und plötzlich wird mir die Stille bewusst. Ich höre keine Geräusche vom Markt draußen, kein Geschrei der Händler, die ihre Waren anpreisen. Und keiner kommt hier auf die Toilette. Die rostigen Türangeln quietschen nicht, kein Wasser plätschert, kein Handtrockner brüllt. Ich bin ganz allein auf der Welt.

Dann: Musik. Ich setze mich auf und bin sicher, dass die Musik hier aus meiner Kabine kommt. Ich greife in meine Schultasche, weil ich annehme, dass mein billiger iPod-Verschnitt sich

irgendwie von selbst angestellt hat und die Musik durch die Kopfhörer dringt. Aber der iPod ist aus. Ich stelle mich auf den Klodeckel und recke mich hinauf zu dem schmalen Kippfenster neben dem schmutzigen Spülkasten, der oben an der Wand hängt. Ich sehe die Schatten der Füße auf dem Gehweg. Es ist beinahe, als guckte ich durch eine schmutzige Aquariumscheibe. Bewegungen huschen vorbei, schwimmen zum Glas hin und verschwinden wieder.

Ich setze mich zurück auf den Klodeckel. Ich weiß, wenn ich nach draußen gehe, wird die Wirklichkeit wieder zurückkommen. Ich werde mit den Reaktionen der anderen umgehen müssen – Beschuldigungen, Fragen, enttäuschte Gesichter. So viele Leute werden mich verurteilen – Leute, die mir etwas bedeuten. Und selbst die, die mir egal sind, werden über mich reden, und irgendwie ist es mir dann doch nicht egal, was sie sagen werden.

Ich stelle fest, dass ich leise mit mir selbst spreche. Dann endlich merke ich, dass die Musik gar nicht von draußen kommt, sondern aus meinem Kopf: *Runaway train never going back ... Wrong way on a one way track. Seems like I should be getting somewhere ... Somehow I'm neither here nor there.* Wo kommt das denn her? Ich mag den Song noch nicht mal besonders. Er ist total alt. Dann fällt es mir wieder ein: Ich und Shona sitzen bei ihr zu Hause, nachdem wir mal wieder zu viel Wodka getrunken haben. Wir singen den Song, so laut wir können, und gucken dazu irgendeinen Sender mit Oldies, während ihre Mutter oben schläft, voll mit Antidepressiva, und Shonas Vater auf «Geschäftsreise» ist. Ein Nachbar kommt und brüllt rum, aber Shonas Mutter humpelt die Treppe runter und lallt den Nachbarn voll, dass sie schließlich nichts gehört hat, obwohl sie sich im selben Haus befindet, und dass sie glaubt, der Nachbar will Ärger machen. Shona und ich

glotzen den Nachbarn bloß an und unterdrücken das Lachen, bis die Tür wieder zu ist, aber dann lachen wir uns halb tot. Shonas Mutter steht einfach nur da in ihrem dreihundert Euro teuren Nachthemd und guckt uns mit verwirrtem Blick an, dann geht sie wieder ins Bett.

Jetzt drängt sich noch ein anderes Bild in meine Gedanken. Diesmal ist es meine alte Lehrerin, Mrs Jenkin. «Jenkin, ohne s!», hat sie immer gesagt (Shona und ich haben sie hinter ihrem Rücken immer «Mrs-Jenkin-ohne-s» genannt, und einmal aus Versehen auch direkt in ihr Gesicht. Aber sie hat bloß gelacht). Sie war die typisch exzentrische Englischlehrerin mit Tausenden von Armreifen und Perlenketten und knallrot gefärbten Haaren, obwohl sie schon total alt war, locker fünfzig Jahre. Sie ist an Krebs gestorben, kurz bevor wir in die Oberstufe kamen. Aber selbst als sie schon schrecklich krank war, kam sie so oft zum Unterricht, wie sie nur konnte.

«Ihr werdet eure Vorprüfungen bestehen», sagte sie immer, und ein Teil von mir bewunderte sie dafür, obwohl sie eine Lehrerin war.

Mrs-Jenkin-ohne-s starb in derselben Woche, als wir unsere Vorprüfungen schrieben. Als hätte sie uns noch so weit bringen wollen, um dann in Frieden zu gehen. Einfach so. Ich habe Englisch nie besonders gemocht, aber Mrs-Jenkin-ohne-s hat das geändert. Wenn jemand sich so für ein Thema begeistert, dann ist das ansteckend, und ich merkte auf einmal, dass ich mir tatsächlich die Websites ansah, die sie uns empfahl, oder in der Bibliothek nach den Theaterstücken und Büchern suchte, von denen sie so schwärmte, auch wenn Shona mich damit aufzog und meinte, ich würde mich noch zum totalen Streber entwickeln.

«Was ist der Unterschied zwischen dem Urknall und Hiroshi-

ma?», fragte Mrs-Jenkin-ohne-s einmal im Unterricht, bevor ich begriffen hatte, dass sie eigentlich ziemlich cool war. Offenbar hatte ihre Frage irgendwas mit dem Text zu tun, den wir gerade lasen, aber Shona trat mich genau in diesem Moment unter dem Tisch, also schoss ich jaulend von meinem Stuhl hoch. Die Klasse kicherte, und Mrs-Jenkin-ohne-s sah mich mit schlangenhaftem Lächeln an.

«Elizabeth», sagte sie, denn sie nannte mich nie Lizzie, «möchtest du uns an deinen Gedanken teilhaben lassen?»

Nicht wirklich, dachte ich genervt. Urknall? Hiroshima? Was zum Teufel wollte die alte Schreckschraube?

«Das eine war der Beginn der Schöpfung ... und das andere hat alles zerstört?», sagte ich und war überzeugt, das Falsche gesagt zu haben.

«Genau!», rief Mrs-Jenkin-ohne-s und ließ ihr Buch mit lautem Knall auf den Tisch sausen. «Es gibt keinen Unterschied!»

Shona verzog das Gesicht, was so viel hieß wie, dass sie Mrs-Jenkin-ohne-s für völlig durchgeknallt hielt und wollte, dass ich aufhörte zu reden. Aber auch wenn ich normalerweise immer auf Shona höre, beschloss ich an diesem Tag, mich zu widersetzen.

«Äh, ich dachte, ich hätte gesagt, da gäbe es eine Menge Unterschiede?», sagte ich vorsichtig. «Zum Beispiel, dass sie das genaue Gegenteil sind.»

Die Klasse grölte. Na toll, jetzt hielten mich alle für total bescheuert.

Aber Mrs Jenkin lächelte, und einen Moment lang vergaß ich den Rest der Klasse. Es gab nur noch sie und mich. So hatte ich mich noch nie gefühlt. Zu Hause gibt es immer einen Riesenvettstreit zwischen uns allen: Achte auf mich, lieb mich, sieh

mich an! Und auch in der Schule sind es eigentlich nur Gesichter und Spitznamen, auf die sich normalerweise die negativen Eigenschaften beziehen. Mamas Freundin Nora, die selbst Lehrerin ist, hat mal gesagt: «Wie wir uns alle Namen in der Klasse merken können? Das können wir nicht – wir merken uns nur die Störenfriede.»

Aber dort fühlte ich plötzlich etwas zwischen mir und Mrs Jenkin, auch wenn ich damals nicht verstand, was es war. Und dann war der Zauber gebrochen, und mir wurden die Blicke der anderen in der Klasse bewusst, besonders das abfällige Schnauben von Helen Billimore zu meiner Linken. Und ich senkte beschämt den Blick.

«Beides sind Explosionen. Der einzige Unterschied ist ...» – Mrs-Jenkin-ohne-s machte eine dramatische Pause – «... das Ergebnis.»

Es gab eine Art kollektives Stöhnen in der Klasse, das bedeuten sollte, dass wir Teenager die einzige Erwachsene im Raum für senil hielten. Aber das schien Mrs-Jenkin-ohne-s nicht zu stören. Auch wenn ich es gar nicht wollte, verdrehte ich ebenso wie alle anderen die Augen und ärgerte mich, dass Mrs Jenkin mich immer noch ansah, als ich wieder zu ihr hinspähte.

«Verrückte alte Kuh», murmelte Shona.

Ich murmelte eine Art Zustimmung, hatte aber gleichzeitig Schuldgefühle, die ich damals nicht zuordnen konnte. Heute weiß ich, warum: Mrs-Jenkin-ohne-s hatte recht: Hunderttausende von Mädchen und Frauen machen jeden Tag diesen Test, aber das Ergebnis ist immer anders. Schwanger. Was ist das Ergebnis: Glückwünsche oder Bedauern? Für manche ist es das Happy End, für andere ein Desaster.

Was ist es für mich? Was kann es sein?

Am liebsten hätte ich jetzt Mrs Jenkin meine Neuigkeiten erzählt und sie gefragt, was ich tun soll. Aber das kann ich nicht. Sie ist jetzt schon beinahe drei Jahre tot. Ich las in der Zeitung von ihrem Tod und vom Datum ihrer Beerdigung. Shona meinte, wir sollten hingehen, um sicherzugehen, dass die alte Kuh auch wirklich tot ist.

«Wie ich sie kenne, springt sie glatt aus dem Grab wie ein Vampir mit knallroten Haaren», spottete Shona, und ich hasste sie dafür. Aber ich murmelte bloß, dass sie morbide sei und wir stattdessen in die Stadt gehen sollten. Und ausprobieren, ob wir in der Kneipe bedient würden. Shona stimmte sofort zu, dass das die bessere Idee sei, und ich war erleichtert, dass ich sie so mühelos hatte ablenken und von Mrs-Jenkin-ohne-s fernhalten können. Denn sie hatte doch bestimmt eine Familie, oder? Jetzt frage ich mich auf einmal, ob sie eine Tochter oder einen Sohn hatte, ob sie sie wohl vermissen und was das Baby in mir wohl eines Tages über mich denken wird.

Das *Baby*. Wow. Ich bin so damit beschäftigt gewesen, das Wort «schwanger» zu verdauen, dass ich kaum glauben kann, diese Situation könnte noch etwas anderes bedeuten: *Es wächst ein neuer Mensch in mir*.

Wieder packt mich die Panik. Ich versuche, nicht an all die vorwurfsvollen Gesichter zu denken, mich auf etwas anderes zu konzentrieren. Ich denke an eine Übernachtung bei Shona. Wir waren etwa elf Jahre alt und hatten uns gerade in unserer neuen Klasse in der «großen» Schule kennengelernt. Wir waren zwei Außenseiter, die von der Politik des Schulhofs zusammengeführt wurden: Sie war dick, und ich trug eine Brille. Es war klar, dass zwei Außenseiter zusammenhalten mussten. Es gab Kinder, die noch «peinlicher» waren als wir. Solange wir unsere Nasen aus

der Welt der beliebten Kinder raushielten und die Köpfe senkten, würde uns nichts passieren. Also wurden wir beste Freundinnen, denn ohneinander hatten wir niemanden.

Am ersten Wochenende nachdem Shona und ich uns kennengelernt hatten, bereiteten wir unseren allerersten Krug mit Orangensaft und Wodka zu, den wir aus der Vitrine von Shonas Vater klauten. Er würde es nicht merken. Shonas Familie ist total reich (jedenfalls im Vergleich zu meiner). Shona besitzt sogar ihr eigenes Badezimmer mit beheizten Handtuchhaltern, und das heiße Wasser steht den ganzen Tag zur Verfügung. Ich war begeistert. Zu Hause bei mir muss man schon früh aufstehen, sogar am Wochenende, sonst ist das heiße Wasser alle. Und selbst dann muss man immer warten. Unser kleines Bauernhaus ist voller Mäuse, und eine Zentralheizung können wir uns nicht leisten. Im Winter ist das Haus eiskalt, und die Bettlaken fühlen sich klamm an. Die Luft ist immer feucht. Unser Wasser kommt aus einem riesigen Tank, aus dem es leckt. Einmal stand ich morgens auf und stellte fest, dass in meinem Zimmer knöcheltief das Wasser stand. Der Strom fällt ständig aus – und bleibt erst mal aus; wir sind immer die Letzten, um die sich die Versorgungsfirma kümmert, weil wir am Arsch der Welt wohnen. Meine Mutter stellt das ganze Jahr über große Kerzen und Streichhölzer in die Regale, «bloß für den Fall». Jeden Winter versinkt der Garten im Wasser. Einmal wären meine kleinen Zwillingsschwestern Claire und Charlotte beinahe vom Dach erschlagen worden, das auf ihr Bett fiel, aber glücklicherweise schliefen sie im Wohnzimmer, wo sie mit zwei Freundinnen Horrorfilme geguckt hatten. Entlaufene Tiere von den Bauernhöfen in der Nähe fallen regelmäßig bei uns ein: meist Kühe und Schafe, aber einmal ist meine Mutter nach draußen gegangen, um Blumen zu

pflücken, und kam mit bleichem Gesicht wieder. Sie erzählte, im alten Apfelbaum würde ein Aasgeier sitzen. Wir liefen raus, und wirklich, da saß einer. Ein paar Anrufe später wussten wir, dass er seinem Wärter im Wildpark entfliegen war. Das ist unser Leben.

Bei Shona fühlte ich mich, als hätte ich im Lotto gewonnen. Ich glaube, ich stand ganze zwanzig Minuten in ihrer Dusche und genoss es, dass mich keiner rausrief. Später tranken wir den Wodka und guckten DVDs – sie hatte sogar einen Fernseher und einen DVD-Player in ihrem Zimmer! – und unterhielten uns, als würden wir uns schon Ewigkeiten kennen. Ich war völlig fertig davon, wie friedlich es bei ihr zu Hause war. Es gab kein Geschrei, keinen Streit, keine knallenden Türen. Und plötzlich hatte ich komischerweise ein bisschen Heimweh nach dem Krach bei uns. Aber ich dachte nicht weiter darüber nach, denn während wir irgendeinen lahmen Film über einen zeitreisenden Typen guckten, eröffnete mir eine betrunkene Shona plötzlich ihre Theorie. «Ich glaube, manche Augenblicke sind einfach vorherbestimmt», erklärte sie. «Man kann sie nicht ändern. Nur der Kram drum herum kann sich ändern.»

Mein Hirn war ziemlich schwummerig vom Alkohol, und ich checkte nicht, was sie mir eigentlich damit sagen wollte: dass sie es ernst mit mir meinte. Erst viel später begriff ich, dass das für Shona ein großer Schritt war. Normalerweise fand sie alles entweder komisch oder langweilig. Aber damals kannte ich sie erst ein paar Tage. Und es dauerte Jahre, bis ich verstand, wie Shona wirklich war: frühreif, voller Abneigung gegenüber sich selbst, und all das verpackt in einen verzweifelten Trotz, in der Hoffnung, dass ihre Eltern sie endlich bemerkten.

«Du meinst, wegen Sternzeichen und so was?», kicherte ich.

«Nein», sagte Shona beleidigt. «Nicht so ein Quatsch. Ich

glaube einfach, manche Dinge passieren, und man kann sie nicht beeinflussen. Aber von da an, von diesem Punkt an, kann wieder alles passieren.»

Das war ein ernüchternder Gedanke. «Aber heißt das nicht, dass wir selbst nichts bestimmen können?», fragte ich nach.

«Wir haben immer die Wahl», sagte Shona mit erstaunlicher Autorität für eine Elfjährige.

«Aber wie soll das gehen?», fragte ich verwirrt. «Wenn es Dinge gibt, die wir tun müssen, und dann wieder Dinge, die wir wählen, was ergibt das für einen Sinn?»

«Das Leben ergibt keinen Sinn», sagte Shona.

«Das klingt für mich nach einer faulen Ausrede», meinte ich.

«Keine Ausrede», erwiderte Shona. «Sondern ein Paradoxon.»

«Woher soll man wissen, welches solche Momente sind?», fragte ich.

Endlich war die geheimnisvolle und erwachsene Shona verschwunden, und das kichernde, betrunkene Mädchen war wieder da. «Keine Ahnung», schnaubte sie. «Ich schätze, man weiß es einfach.»

Wir tranken weiter, und am nächsten Tag hatte ich meinen ersten Kater. Ich wachte in einem See aus Erbrochenem auf. Shonas Mutter flippte völlig aus. Sie dachte, ich würde sterben, und brachte mich sofort ins Krankenhaus. Shona dagegen war an Alkohol gewöhnt und hatte nur diesen teigigen Gesichtsausdruck, den Trinker manchmal haben. Als der Arzt Shonas Mutter darüber informiert hatte, dass mit mir alles in Ordnung war, solange ich nur viel Flüssigkeit zu mir nahm – «allerdings andere Flüssigkeit als die von gestern Abend» –, beruhigte Shonas Mutter sich endlich und rief meine Mutter an. Mum kam in ihrem kleinen Auto angebraust, und als sie vor dem palastartigen Stadthaus

von Shonas Eltern parkte, starb ich beinahe vor Scham. Noch mehr, als meine unglaublich schwangere Mutter aus dem Auto stieg, und ich sah, dass sie immer noch ihren Schlafanzug trug! Sie hatte die Zwillinge noch nicht, und ihr Bauch war riesig. Wie sie überhaupt hinter das Steuer passte, war kaum zu verstehen. Und dann hockten Amanda, Sal und Hannah auch noch auf dem Rücksitz und sahen aus wie Waldelfen. Ich war sicher, dass sie sich extra die Haare verstrubbelt hatten, um mich bloßzustellen. Aber Shonas Mutter tat so, als würde sie den Zustand meiner Familie gar nicht wahrnehmen, und während sich unsere Mütter angeregt unterhielten, fragte ich mich, ob Shona schon jemals in Secondhand-Läden eingekauft hatte oder sich hatte einreden müssen, dass sie gern anders war als alle anderen.

«Hätte Dad mich nicht abholen können?», schmollte ich, als ich ins Auto stieg.

«Du weißt doch, dass Dad im Moment nicht da ist», sagte Mum. Sie hatte einen verkniffenen Mund, weil sie sauer auf mich war. Es würde eine Weile dauern, sie wieder umzustimmen.

«Wann kommt er wieder?», wollte ich wissen.

«Fang jetzt nicht so an», sagte Mum automatisch.

Sofort fingen meine kleinen Schwestern an zu singen: «Fang jetzt nicht so an, Lizzie! Fang jetzt nicht so an!» Sal griff durch den Spalt zwischen den Sitzen und kniff mich. Ich drehte mich um und versuchte mich zu rächen. Plötzlich brach ein Streit aus, Hannah weinte, und Amanda lachte ihr fieses Lachen, während Sal mir erklärte, was für ein Loser ich wäre und dass sie wünschte, ich wäre tot.

«Jetzt sieh dir an, was du gemacht hast!», brüllte Mum mich an, während das Auto zwischen endlosen Feldern hindurchfuhr.

O Gott, Sal und Amanda. Ihre Gesichter schwimmen vor

mein inneres Auge, und ich spüre, wie sich die Furcht in mein Herz bohrt. Was werden sie dazu sagen? Es liegen nur drei Jahre zwischen uns ältesten Carmichael-Mädchen, aber jetzt könnten es genauso gut drei Millionen Jahre sein. Es gab immer eine Regel für Sal und Amanda und eine andere für den Rest von uns. Ich habe nie herausgefunden, ob die beiden einfach Mums Lieblinge sind oder ob sie einfach gemerkt hat, dass ihr Leben einfacher ist, wenn sie ihnen mehr erlaubt.

Sal ist jetzt fünfzehn und kämpft sich durch ihre Vorprüfungen – aber man könnte meinen, dass sie die Erste ist, die je Prüfungen bestehen musste. Ständig heißt es: «Sei leise, Sal muss lernen.» Oder: «Stör deine Schwester nicht, Sal arbeitet wirklich hart.» Sal, das Genie. Ich kann mich nicht erinnern, dass Mum um meine Prüfungen auch so einen Wirbel gemacht hat, aber ich habe mich ja auch für Bildende Kunst als Schwerpunkt entschieden. Niemand hatte etwas dagegen, und ich wurde auch immer für meine Anstrengungen gelobt, aber es war klar, dass jeder dachte: Ja, Lizzie ist ein braves Mädchen, aber sie macht ja auch nur Bildende Kunst. Was Amanda angeht: Sie macht gar nichts, kommt damit durch, hat sich sogar irgendwie durch die Prüfungen geschummelt, ohne irgendwas dafür zu tun. Jetzt hat sie in der Oberstufe einen Kurs in Kosmetik belegt, aber: «Du weißt ja, wie Amanda ist.» Ja, genau, sie hat keine Sorgen, weil ihr nie jemand etwas abfordert. Warum kann ich nicht so sein?

Hier in der Toilette wird mir auf einmal der saure Geruch von Urin, abgestandenem Wasser und altem Lufterfrischer bewusst. Entschlossen stehe ich auf und nehme meine Tasche, ich entriegele die Tür und gehe zu den Waschbecken. Aus irgendeinem Grund bringe ich es nicht über mich, den Schwangerschaftstest in den überfüllten Mülleimer mit den feuchten Handtüchern

zu werfen. Stattdessen schiebe ich ihn in meine Schultasche. Ich sehe in den Spiegel und stelle fest, wie geschwollen und rot meine Augen sind. Ich habe geweint und es noch nicht einmal gemerkt. Meinen Lidschatten habe ich mir über die Wangen geschmiert, als ich mir die Augen gewischt habe. Ich nehme eins von den rauen Handtüchern, befeuchte es und reibe, so fest ich kann. Das Glitzern bleibt, aber die schlimmsten Schmier Spuren sind weg. So wird es gehen.

Im Spiegel ist mein Gesicht ziemlich unscharf. Ich muss direkt reinsehen, um mich genau zu erkennen, und bin erstaunt, wie jung ich aussehe – bis ich merke, dass ich genau das bin. Nur eine kurze Woche noch bis zu meinem 18. Geburtstag und nur ein paar Tage bis zu meinen Abi-Ergebnissen. Ich stehe auf der Schwelle zu meinem erwachsenen Leben – und jetzt das: ein Baby. Wie konnte das passieren? Ich bin nicht dumm. Ich weiß, dass man von Sex Babys bekommt, aber das hier ist ein Thema, das ich überhaupt nicht mit mir in Zusammenhang bringen kann. Die Mädchen, die Babys bekommen, sind die aus den Reality-Shows, die mit ihren ebenso jungen Partnern über die Vaterschaft des Babys streiten. Es sind die Mädchen, die viel zu viel Make-up und tonnenweise billigen Schmuck und Trainingshosen tragen. Von ihren Lippen hängt eine Zigarette, und die Asche fällt auf den Kinderwagen, wenn sie ihn an den Schaufenstern vorbeischieben, in denen Dinge ausgestellt werden, die sie sich niemals leisten können. Oder etwa nicht?

Auf einmal legt sich ein Gefühl der Ruhe über mich. Ich kann das nicht viel länger vor mir herschieben. Ich muss etwas tun. Ich muss nach Hause gehen, es meinen Eltern erzählen, es Mike erzählen, sogar meinen Schwestern. Vielleicht hatte die elfjährige Shona ja recht – vielleicht ist dies einer der Momente, die ich

nicht ändern kann. Vielleicht war dies für mich so geplant. Ob nun Schicksal oder Folge der unbewussten Dinge, die ich selbst gewählt hatte, ist egal: Es ist eine Tatsache, ganz egal, was ich nun für eine Entscheidung treffe.

Welche wird es sein?